Der Hegau in Jungsteinzeit und Frühbronzezeit

Von Edward Sangmeister, Freiburg i. Br.

Seit der Gründung der Geschichts- und Altertumsvereine im vorigen Jahrhundert kommt auf Tagungen mehr und mehr auch die Vorgeschichtswissenschaft zu Wort, in dem gleichen Maße, wie sich das Interesse am Altertum über die Zeit der Römer zurück in die Zeiten ohne schriftliche Überlieferung ausgedehnt hat. Die Folge ist, daß man von der Vorgeschichte immer historische Ergebnisse im engeren Sinne erwartete. Die Vorgeschichtswissenschaft hat selbst dazu beigetragen, indem sie voreilig historische Dartellungen gab, in denen — wegen der ganz anders gearteten Quellenlage — so starke Verzeichnungen auftraten, daß das zu scharfen Angriffen der Historiker auf die Prähistoriker führte.

Das soll nun nicht heißen, daß die Vorgeschichtswissenschaft nicht Geschichtswissenschaft sei, es soll nur den Prähistoriker mahnen, seine Arbeit mehr auf das Gebiet zu verlegen, das ihm zugänglich ist, nämlich die Kulturgeschichte, und daß er erst von ihr aus vorsichtig den Schritt zur Geschichte im engeren Sinne wagen darf. Nie wird er Geschichte in diesem engen Sinne wirklich schreiben können, da ihm versagt ist, das Einmalige, das Individuelle der historischen Situation nachzuzeichnen; höchstens die Einmaligkeit des historischen Zeitpunktes bleibt ihm davon übrig; und auch sie ist vage genug.

Meine Aufgabe, wenn ich hier über die Vorgeschichte des Hegau sprechen soll, kann also nicht die sein, eine Darstellung historischen Geschehens mit einmalig individuellen Ereignissen zu versuchen; sie darf sich aber auch nicht in der Vorführung vorgeschichtlicher Waffen und Töpfe erschöpfen, ein Besuch im Hegau-Museum in Singen ist dazu besser geeignet; ich sehe die Aufgabe auch nicht darin, die Besonderheiten des Ablaufs der Urgeschichte im Hegau darzulegen. Meine Aufgabe betrachte ich vielmehr so, daß ich Ausschnitte aus der Vorgeschichte des Hegaus in die großen Zusammenhänge der Vorgeschichte Deutschlands und Europas hineinstelle und dabei versuche, das jeder Epoche Wesentliche herauszuarbeiten. Ich tue dabei etwa das gleiche wie ein Historiker, der die Auswirkungen des Dreißigjährigen Krieges oder der französischen Revolution im Hegau nachzuzeichnen versucht; nur wiederum in ganz veränderten Maßstäben und mit — das muß ich nochmals betonen — jedem Verzicht darauf, das einzelne Geschehen wirklich erfassen zu können. Ich beschränke mich dabei auf die Epochen der Jungsteinzeit und der ältesten Metallzeit.

Die Vorgeschichte beginnt mit dem ersten Auftreten des Menschen in der Eiszeit, in der Kulturepoche der sogenannten älteren Steinzeit, wobei Geologen und Prähistoriker untereinander und gegeneinander streiten, ob diese Epoche um 100 000 oder um 600 000 beginnt. So wichtig die Klärung der Frage wissenschaftlich ist, so wenig Relevanz hat sie für eine historische Darstellung. Da die Zeit am Leben des Menschen gemessen und empfunden wird, sind schon Zeiträume von Jahrtausenden nicht mehr wirklich vorstellbar, Jahrhunderttausende entziehen sich vollends dem Begreifen. Die Folge ist, daß bei der Darstellung früher prähistorischer Perioden die Zeiten so verkürzt werden, daß die aus ihnen herüberwirkenden Fundaussagen wie in eine Zeitebene projiziert erscheinen. Man operiert mit ihnen so, als ob sie in wenige Generationen gehörten und ein begreifbares Geschehen spiegelten.

Wenn wir auch bei der Zahl 100 000 bleiben, was bedeutet es dann schon, wenn in die Zeit zwischen 100 000 und 10 000 sechs „Kulturveränderungen" fallen, selbst wenn diese je noch einmal 5 Unterstufen umfassen: 90 000 Jahre werden in 30 Unterstufen geteilt, auf jede kommen 3000 Jahre, soviel wie die ganze gut überschaubare historische Zeit.

Was bedeutet es, wenn aus den letzten 10 000 Jahren, also zwischen 20 000 und 10 000, die Höhlen des Petersfels und des Keßlerlochs bei Thayngen jahreszeitlich besucht wurden? Es bedeutet nicht, daß in diesen Höhlen durch 10 000 Jahre hindurch kontinuierlich Menschen lebten, es besagt nur, daß diese günstigen Höhlen immer wieder einmal aufgesucht wurden, vielleicht drei bis vier Jahre hintereinander, dann 30—40 Jahre vielleicht nicht, dann wieder einmal für eine kürzere oder längere Zeit des Jahres; jeweils lang genug, um erkennbare Spuren zu hinterlassen, die uns vom Wirtschafts- und Kulturniveau der Jäger- und Sammlerhorde berichten, uns den Grad der Spezialisierung ihrer Waffen und Werkzeuge erkennen lassen, ihr Kunstgefühl, ihre Organisation; mehr nicht.

Das ist nicht Geschichte im uns geläufigen Sinn. Denn wir erfahren nichts Individuelles, nichts Einmaliges, ja nicht einmal ein einmaliges Datum. Und doch ist es ein kleiner Beitrag zur Universalgeschichte, da es uns — in ein Zustandsbild komprimiert — den Entwicklungsstand des Menschen in seiner Auseinandersetzung mit der Natur beispielhaft liefert. Und für den Hegau speziell macht es uns noch die Aussage, daß er zu den von der Natur begünstigten Landschaften gehört, früh vom Gletschereise frei, wo sich die Jäger des Tundrenwildes, des Rentiers, aufhalten konnten; aufhalten, nicht siedeln.

Das Wort siedeln sollten wir erst anwenden, wo der Mensch seßhaft ist. Das wird er aber erst, als er die Erfindungen gemacht hat, die ihn vom Jagen und Sammeln unabhängig machten: Ackerbau und Viehzucht, oder anders ausgedrückt: Züchtung und damit Beherrschung von Tier und Pflanze. Das sind die beiden Kennzeichen, die man ausgewählt hat, um die prähistorische Epoche der Jungsteinzeit abzugrenzen; damit hat man wirklich einmal Kriterien, die mit vollem Recht als epochentrennend angesprochen werden dürfen, denn bis zur Beherrschung der unsichtbaren, nur spürbaren Energie (Wärme, Elektrizität, Kernenergie) seit der Mitte des 18. Jahrhunderts gibt es keinen Epochenabschnitt von gleich tiefgreifenden Konsequenzen. Es ist ein Hauptverdienst der prähistorischen Hilfswissenschaften Palaeobotanik und Haustierzoologie nachgewiesen zu haben, daß die Erfindung von Ackerbau und Viehzucht nicht überall wiederholt wurde, sondern daß sie in einem begrenzten Raum gemacht und von dort aus nach allen Richtungen übertragen wurde. Im Raum vom Golf von Bengalen bis Palästina, von Oberägypten bis Südasien muß man den engeren, noch nicht näher faßbaren Raum suchen, in dem beide Erfindungen gemacht wurden, von wo sie sich dann ausbreiteten; und zwar ausbreiteten mit einer Geschwindigkeit, die — gemessen an den Zeiträumen der Altsteinzeit — sehr groß gewesen sein muß: Die ältesten Zeugnisse für Ackerbau in Vorderasien werden in die Zeit zwischen 8000 und 6000 datiert, die ältesten Zeugnisse in Mitteleuropa um 4500; in etwa 2000—3000 Jahren hat sich die Kenntnis des Ackerbaus und der Viehzucht über Tausende von Kilometern ausgebreitet. Aber diese 2500 Jahre geben jenen Räumen einen Vorsprung, den Europa erst in historischer Zeit eingeholt, dann überholt hat.

Die Ausbreitung der neuen Kenntnisse darf man sich nicht so vorstellen, daß die Ackerbaubevölkerung mit Sack und Pack auf die Wanderschaft ging, um neues Land zu erobern, und zielgerichtet bis nach Mitteleuropa hineinstieß; aber auch

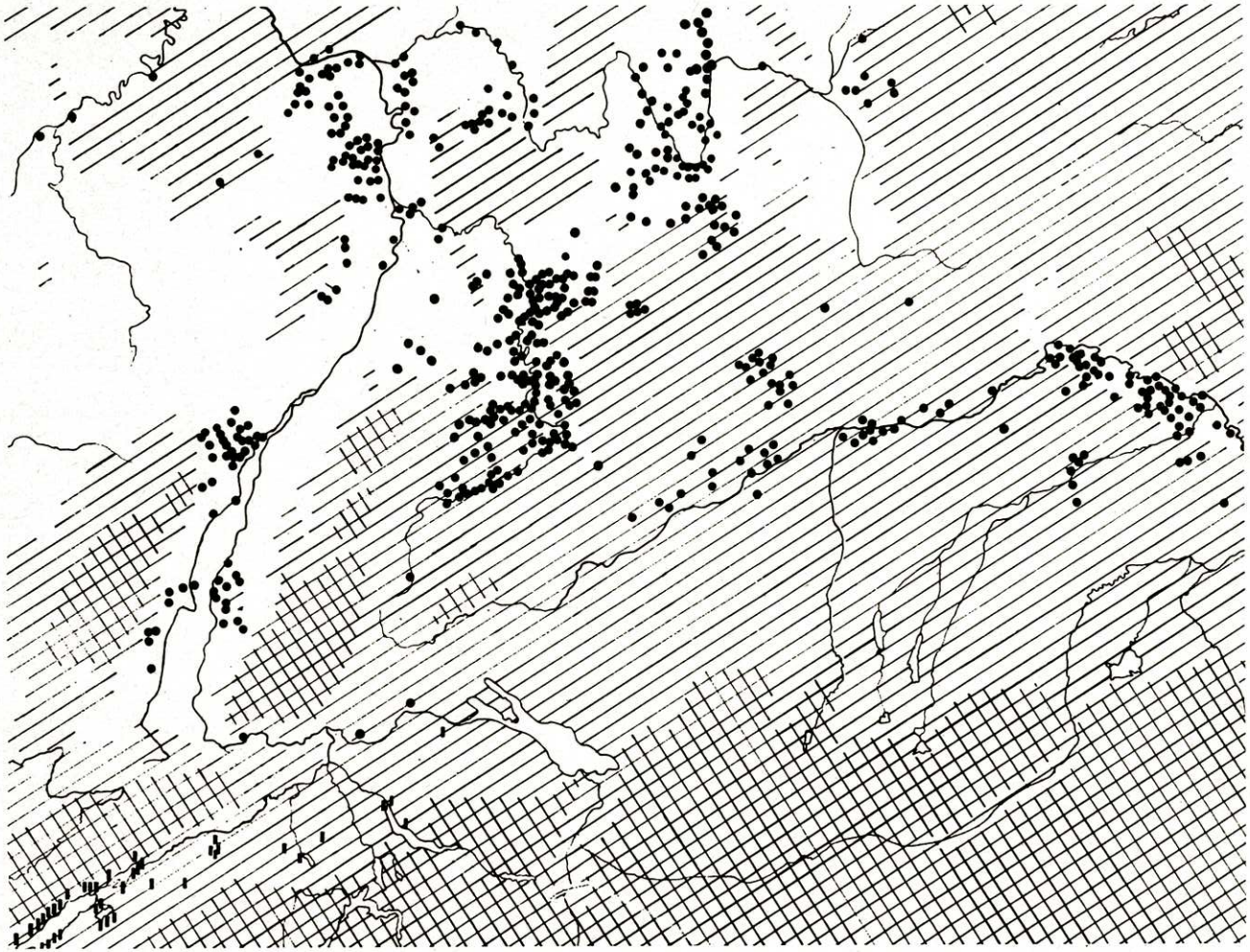


Abb. 1 Verbreitungskarte der Linearbandkeramik und der Cortaillodkultur

nicht so, als ob Missionare der neuen Kenntnisse nun alle Nachbarn hätten bekehren wollen. Zwei Kräfte haben zusammengewirkt: Steigende Bevölkerungszahl und Ausbeutung des Bodens zwingen zum Ausweiten der Anbaufläche, zur Verlagerung des Wirtschaftsgebietes; die Koexistenz mit benachbarten Jägern und Sammlern zwingt zu deren Assimilation oder Verdrängung, wo sie auf bebaubarem Boden leben. So entwickelt sich ein ungezielter Ausbreitungsprozeß, im ganzen langsam, aber unaufhaltsam.

Nach Mitteleuropa kommen die Spitzen dieser Ausweitung auf drei oder vier Wegen: durch Südrußland nördlich der Karpathen entlang nach der Tiefebene zu, von Kleinasien über den Nordbalkan donauaufwärts, von Ägypten über Nordafrika hinüber nach Italien, dort sich verzweigend über die Adriaküsten zum Karpathenbecken, über Ligurien und Südfrankreich rhoneaufwärts bis nach Südwestdeutschland. Überall stellen wir auf diesen Wegen die langsame Verdrängung der Jäger und Sammler fest, die wir Prähistoriker als Träger „mesolithischer Kulturen" bezeichnen. Sie setzen altsteinzeitliche Tradition auch noch nach dem Ende der Eiszeit fort, sie leben stellenweise, zumal in Rückzugsgebieten, noch lange neben den Jungsteinzeitkulturen weiter.

Rückzugsgebiet dieser Art war auf lange wohl das Gebiet um den Federsee, wohl auch der Hegau. Die große Donaubewegung der sogenannten Bandkeramik (Abb. 1) folgt dem Donaulauf nur etwa bis Ulm, geht dann über die Alb ins Neckarland und von da ins nördliche Oberrheintal und weiter rheinabwärts bis Belgien und Nordfrankreich. Das Gebiet südwestlich dieses Weges wird nicht berührt; von den Bewegungen des späten 5. und 4. Jahrtausends wird der Hegau nicht erfaßt. Aber auch der von Italien rhoneaufwärts kommende Strom macht vor dem Hegau halt. Die schweizerische Cortaillodkultur, die dort in den Seerandsiedlungen, den früher sogenannten „Pfahlbauten", angetroffen wird, kommt gerade bis in die Ostschweiz, aber nicht über den Rhein nach Norden, nicht bis zum Bodensee. Auch diese Bewegung mag schon im 4. Jahrtausend beginnen, ihr Ende ist jedenfalls in der Mitte des dritten Jahrtausends belegt. Und aus ihr kennen wir Einzelstücke der ersten nun auch im Hegau vertretenen Gruppe, der sogenannten Rössener Kultur, die neben die ältere und mittlere Cortaillodgruppe gesetzt werden darf.

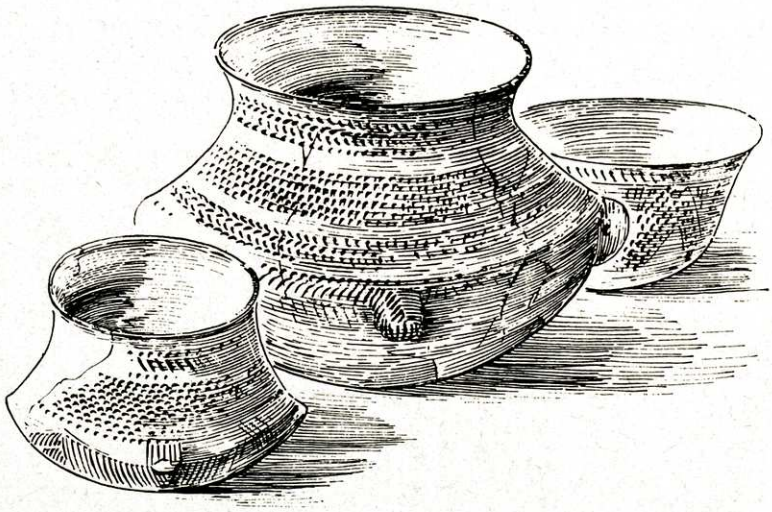


Abb. 2 Keramik der Rössener Kultur

Sieht man hinsichtlich Entstehung und Herkunft der beiden erst genannten mitteleuropäischen Jungsteinzeitströmungen schon einigermaßen klar, so ist die der Rössener Kultur noch recht dunkel. Sicher kann die alte Auffassung, es handele sich bei ihr nur um eine jüngere Lokalgruppe der Linearbandkeramik, nicht mehr aufrecht erhalten werden. Ihre Keramik (Abb. 2), mit schweren tief eingestochenen Mustern verziert, erinnert viel eher an die schweren Muster der sogenannten Abdruckkeramik von den Küsten des Westmittelmeeres, dorthin weisen auch andere Einzelelemente der Kultur wie die Mitgabe von Armringen und Perlen aus Kalkstein und anderes mehr. Und doch kommt sie nicht aus dem Südwesten in den Hegau. Der Schwerpunkt ihrer Verbreitung liegt am nördlichen Oberrhein, in Südhessen und in Württemberg, Ausläufer erreichen Mitteldeutschland, wo sie an die — im ganzen wohl jüngere — nordische Tiefstichkeramik anschließen. Die Lage des Verbreitungsschwerpunktes (Abb. 3) und die Eigentümlichkeiten der Kultur lassen heute am ehesten folende Erklärung zu:

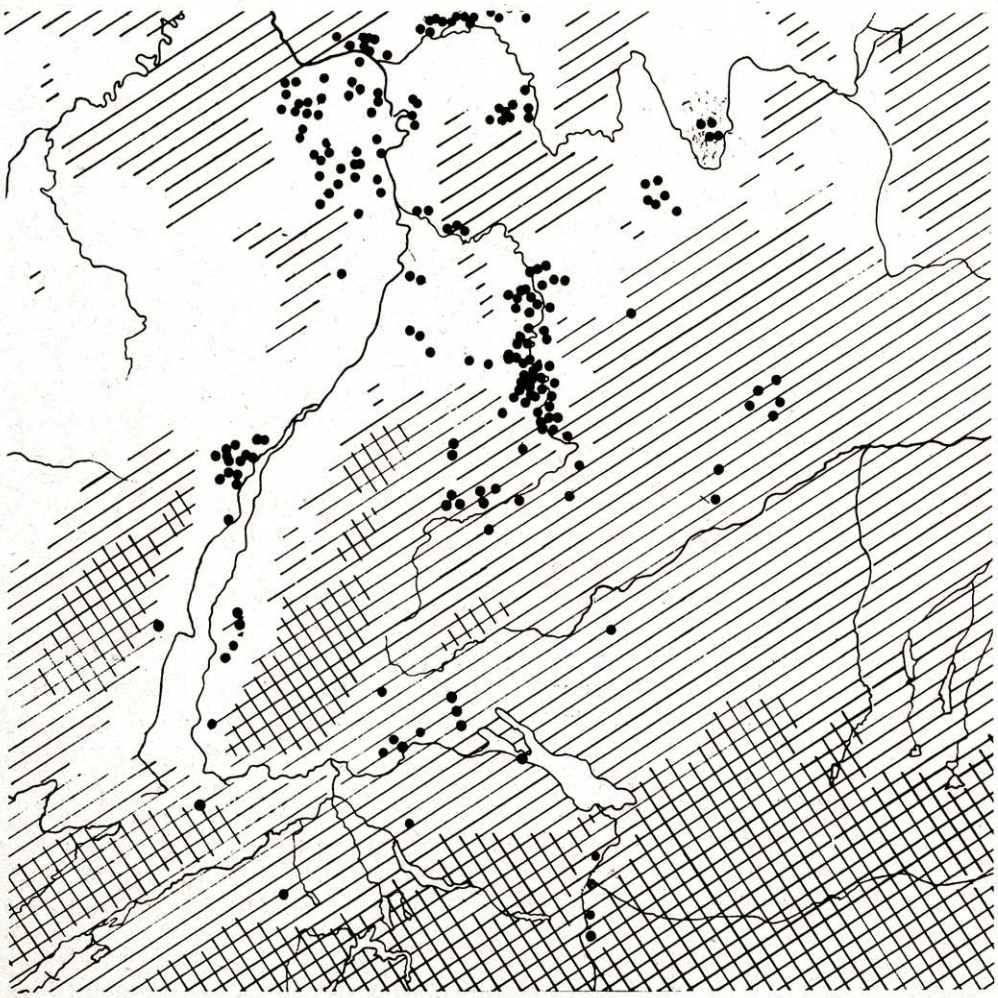


Abb. 3 Verbreitungskarte der Rössener Kultur

In einem Kontaktgebiet, das Mittel- und Nordfrankreich sowie die eben umrissenen Gebiete umfaßt, sind einheimische Menschengruppen im Stadium des mesolithischen Jäger- und Sammlertums den von zwei Seiten her sich heranschiebenden Strömen von Ackerbauern und Viehzüchtern ausgesetzt, zwischen ihnen entwickeln sie eigene Kulturerscheinungen, durch die teils die wenig neolithisierten Mesolithkulturen Nordfrankreichs und eben die Rössener Kultur Deutschlands erklärt werden können.

Diese im eigentlichen Entstehungssinne bodenständige mitteleuropäische Kultur breitet sich nun gleichsam im Gegensinn zu den älteren Bewegungsrichtungen aus. Von Württemberg geht ein Ausläufer nach Bayern, der hier interessierende, wenn auch sehr schwache, kommt aus Württemberg zum Hegau, wo jetzt drei aneinandergereihte Siedlungsplätze von Binningen, Mühlhausen und Singen bekannt sind. Auf diesem Weg mögen die Austauschgefäße in die Schweizerische Cortaillodkultur gekommen sein. Ja der Weg geht noch bis ins Alpenrheintal hinein, wo in Vaduz eine Station belegt ist. Man hat geradezu den Eindruck, daß hier die Begegnung mit den oberitalienischen Kulturen am Vareser See gesucht wurde, von wo zahlreiche Elemente in der Cortaillod- wie in der Rössener Kultur faßbar werden.

Die Rössener Kultur ist noch aus einem anderen Grunde interessant. Sie dürfte eine der Komponenten bilden, die die weitere Entwicklung der neolithischen Bevölkerung in Südwestdeutschland mitbestimmen; und zwar durch Ausbildung einer besonders angepaßten bäuerlichen Mischwirtschaft.

In den Entstehungsgebieten des Ackerbaus haben wir von Anbeginn alle Kennzeichen der Oasenwirtschaft, das heißt natürliche oder künstliche Bewässerung durch Fluß- oder Quellwasser. Auf dem Weg nach Mitteleuropa müssen die Erfordernisse des Regenfeldbaus gelernt und aus der Erfahrung erfüllt werden. Die linearbandkeramische Kultur tut das durch die Entwicklung des Wanderbauerntums mit allen Konsequenzen einer straffen Gesellschaftsorganisation: Die Dörfer, aus Großhäusern nach einheitlichem Plan angelegt, werden in einem bestimmten Rhythmus von etwa 10 Jahren Bodennutzung und 60 Jahren Brache in einem größeren Gebiet gewechselt; dadurch kann sich der ausgelaugte Boden ohne Düngung regenerieren. Man bevorzug Schwarzerde- und leichte Ackerböden, die mit Eichen-Mischwald bestanden sind und Möglichkeit der Brandrodung bieten. Die Cortaillodkultur andererseits ist uns fast nur durch Siedlungen an Seerändern bekannt, in ihrem Herkunftsgebiet siedelt man in kleinen Gruppen in Höhlen, später auch auf Bergen. Auch jene Siedlungen scheinen nicht sehr lange am gleichen Platz gestanden zu haben, wenn man die Befunde von Egolzwil und Burgäschi verallgemeinern darf. In beiden Wirtschaftssystemen scheint der Zwang zum Wechsel aus der Bevorzugung des Getreidebaus gegenüber der Tierhaltung zu resultieren. In dem Maße wie Viehzucht in den Vordergrund tritt und auch die Jagd wieder oder weiterhin eine Rolle spielt, kann sich eine andere Wirtschafts- und Lebensweise herausbilden. Diese Züge sind nun gerade bei der Rössener Kultur deutlich ausgeprägt; sie kann daher dauerhaftere, weniger streng organisierte Siedlungen anlegen, wenn wir auch noch nicht mit der Dauerhaftigkeit heutiger Dörfer rechnen dürfen, die z. T. über tausend Jahre alt sind. Über drei bis vier Generationen möchte man die Dauer eines Dorfes nicht ansetzen.

So löst denn im ganzen Verbreitungsgebiet die Rössener Kultur die der Linearbandkeramik ab, die nur im äußersten Westen ein retardierendes Schattendasein weiterzuführen scheint, doch darf der Vorgang der Ablösung sicher nicht als ein

kriegerisch-politischer angesehen werden. Vielmehr werden die den klimatischen Bedingungen besser angepaßten Anhänger des Rössener Wirtschaftsprinzips und der damit gekoppelten geistigen und materiellen Kulturkomponenten sich im Vorteil gegenüber den nur mit ihrer straffen Organisation lebensfähigen Bandkeramikern befunden haben und sie entweder assimiliert oder zum Verlassen des Siedlungsraumes gezwungen haben. Dabei kam es nicht zu planmäßigen Auseinandersetzungen, sondern allenfalls zu einer Folge von Fehden von Dorf zu Dorf, gewiß aber zu gegenseitiger Unterwanderung, wofür besonders bei der Bandkeramik viele Anzeichen vorhanden sind.

Ganz ähnlich mögen die Ereignisse sich im Südwesten des Rössener Verbreitungsgebietes abgespielt haben, nur mit umgekehrtem Vorzeichen, da hier Rössen immer in der Minderzahl war. Hier bildet sich die sogenannte Michelsberger Kultur heraus, die als eine andere Version der Auseinandersetzung bäuerlicher Mischwirtschaft mit dem Klima Mitteleuropas angesehen werden kann. Auch sie aber scheint für ihre Zeit optimale Möglichkeiten besessen zu haben, so daß sie sich, auch auf Kosten der Rössener Kultur, durchsetzen konnte.

Sie ist besonders gut aus der Ostschweiz bekannt, wo aus unserer unmittelbaren Nachbarschaft die Grabungen Guyans in Weier bei Thayngen den bisher besten Einblick geliefert haben. Herkunft und Entstehung sind noch sehr unklar; je nach Bewertung einzelner Faktoren wird sie in stärkere West- oder Nordbeziehungen eingespannt. Ich glaube, daß man sie am ehesten aus einem Hineinwirken neuer Kultureinflüsse in die örtlichen wirtschaftlichen Auseinandersetzungen erklären darf.

Charakteristisch ist, daß die Michelsberger Kultur Siedlungsplätze am Seeufer bevorzugt, aber auch am Ufer großer Flüsse oder auf Höhen. Damit gleicht sie der vorausgegangenen Cortaillodkultur, mehr noch entsprechenden südostfranzösischen und norditalienischen Gruppen. Mit diesen teilt sie auch die Vorliebe für unverzierte Keramik (Abb. 4), die aber in gewisser Hinsicht auch Modeerscheinung

Abb. 4 Keramik der Michelsberger Kultur

sein kann, da auch im Südosten Europas jetzt Kulturen mit unverzierter Keramik auftauchen. Eine Überraschung war die Feststellung im Weier, daß hier Wanderbauerntum nachweisbar ist, das etwa den gleichen Gesetzen folgt wie das der Bandkeramik. Doch mag das nicht so allgemein und streng gehandhabt worden sein, da in der vergleichbaren Siedlung von Ehrenstein bei Ulm alle Anzeichen dafür sprechen, daß das Dorf durch wenige Generationen hindurch immer wieder am gleichen Ort angelegt wurde, ohne daß man zwischendurch den Siedlungsplatz wechselte.

Allerdings enthält Ehrenstein eine starke Kulturkomponente, die wir als Schussenrieder Kultur zu bezeichnen pflegen. Damit fassen wir eine neue Erscheinung unseres engeren Raumes, die darüber hinaus nur noch Württemberg mit betrifft. Eine weitere ist die sogenannte Aichbühler Gruppe, ebenfalls stärker im Raum nördlich und nordöstlich des Bodensees verbreitet. Beide möchte man am ehesten als Mischung zwischen Rössener und Michelsberger Traditionen auffassen. Hinzu kommen Einflüsse aus Bayern, die — ausgehend von der Altheimer Kultur — dem Westen als neue Errungenschaft u. a. das Henkelgefäß vermittlen.

Der Hegau, als Teil des Bodenseeraumes, wird deutlich Treffpunkt verschiedenster Strömungen. Es nimmt daher nicht wunder, daß nicht zwei der jungneolithischen Siedlungen das gleiche Bild bieten, daß man in jeder die Hinterlassenschaft einer verschiedensten Einflüssen offenen Bevölkerung findet. Es ist daher nicht angängig, hier etwa das Bild geschlossener Kulturen zeichnen zu wollen, noch weniger geht es an, etwa jede Kultur als von einem Volk getragen anzusehen. Sicher gab es ungeschriebene Gesetze, die die Menschen zu bestimmtem Verhalten zueinander veranlaßten; und sicher waren diese straffer bei einer durchorganisierten Gesellschaft wie den linearbandkeramischen Wanderbauern, deren Kulturhinterlassenschaft auch erstaunlich einheitlich über große Räume hin ist. Umgekehrt muß das vielfältige Bild der Erscheinungen im Jungneolithikum uns warnen, an große Einheiten zu denken. Die politische Einheit auch der gut organsierten Gesellschaften der Zeit ist das Dorf, darüber hinaus können Beziehungen zu Siedlungen andersgearteter Kultur enger sein als die zur nächsten Siedlung gleicher Kultur. Die Auflösung fester Kulturgrenzen im Jungneolithikum findet darin wohl ihre Erklärung.

Schon jetzt läßt sich sagen, daß der Hegau nicht Teil eines größeren Kulturraumes ist, sondern immer wieder Einflüsse verschiedener Richtungen erhält, die zu ganz speziellen Mischungen führen. Wagt man eine Abschätzung, müßte man allerdings eine Zugehörigkeit zum Westen betonen. Einflüsse aus dem Osten kommen nur dann, wenn sie von besonderen Triebkräften vorwärts getragen werden.

So konnten wir als ersten Osteinfluß das Aufkommen von Henkelgefäßen konstatieren; er ist hier zunächst in einer technischen Verbesserung der Keramik gespiegelt, tritt aber deutlicher auf in Einzelzügen kultischer Art. Eigentümlichkeit des europäischen Südostens ist es, daß in ihm religiöse Vortellungen in tierischen und menschlichen Idolformen Gestalt gewinnen, während die westlichen und nordwestlichen neolithischen Kulturen bildfeindlich sind. In Begleitung der Henkelgefäße treten nun zum ersten Mal anthropomorphe Züge an Gefäßen auf, reduziert auf die Darstellung weiblicher Brüste, z. T. in erstaunlich naturalistischer Wiedergabe. Sie sind von Ehrensetin, aber auch vom jüngsten schweizerichen Cortaillod bekannt.

Man darf jedoch zweifeln, ob diese kultischen Symbole allein den Weg in den Westen gefunden hätten, wenn nicht noch etwas anderes hinzugekommen wäre: Im Zusammenhang mit dieser Strömung taucht allenthalben das erste Kupfer auf:

Ein kleines Kupferbeil vom Weier bei Thayngen, Beilchen der nicht näher bekannten Ufersiedlung bei Bodman, eines aus der jüngsten Cortaillodsiedlung von Egolzwil und etwa 50 Perlen aus Burgäschi-Süd, ebenfalls jüngstes Cortaillod, belegen den Weg. Die Formen der Beilchen stellen sie in engsten Kontakt mit solchen aus dem Mondseegebiet der Ostalpen und Westungarns. Aber nicht die Form allein belegt diese Beziehung. Auch die spezielle chemische Zusammensetzung des Metalls deutet darauf hin. Sie macht auch deutlich, daß nicht der erste Strom des Kupfers aus dem Südosten gleich bis zu uns kam, er geht — ähnlich der linearen Bandkeramik — am Südwesten vorbei, diesmal läßt er sogar ganz Süddeutschland „links liegen". Erst ein zweiter Strom, der sich in den Ostalpen ein sekundäres Zentrum schafft und ein durch natürliche oder künstliche Arsenbeimischung verbessertes Kupfer kennt, verbreitet sich am Fuß der Alpen entlang bis durch den Hegau hindurch nach Westen. Das ist deshalb bedeutsam, weil Arsenkupfer im Grund ein spanisches Erzeugnis ist. Man sollte also annehmen, daß es über den Rhoneweg nach Burgäschi gekommen sei. Das ist jedoch ganz unwahrscheinlich, da in Südfrankreich Arsenkupfer fast ganz fehlt. So müssen wir den Weg so denken: Von Spanien nach Oberitalien, von dort in den Ostalpenraum und gleichsam auf einem Um- oder Rückweg bis zu uns.

Das wird erklärlich, wenn man feststellt, daß sich im Raume Nord- und Mittelfrankreichs eine verspätete neolithische Kultur bildet, die ihrer Verbreitung nach als Seine-Oise-Marne-Kultur bezeichnet wird. Sie ist ausgezeichnet durch eine besonders häßliche und technisch schlechte Keramik, begleitet von einem Feuersteingerät, das mittelfranzösisches Mesolithikum unmittelbar fortsetzt. Hinzukommen zwei ganz gegensätzliche Kulturkomponenten, die die Entstehung dieser Kultur deutlich machen können. Aus Südfrankreich kommt — vielleicht auch auf dem Wege der Kupferausbreitung — der Kult der unterirdischen Kollektivbestattung, begleitet von seltsamen Menhirstatuetten. Er wird von den Trägern der mesolithischen Kultur Nordfrankreichs angenommen, die gleichzeitig sichtlich auch zu seßhafter Lebensweise und Ackerbau übergehen. Zugleich entwickeln sie die beschriebene Keramik, die so urtümlich und primitiv wirkt, daß man sie eben am ehesten als ungeschickte Nacherfindung ansprechen muß. Als zweite Komponente scheint ein Ausgreifen der Streitaxtkulturen des nordeuropäischen Flachlandes bis nach Frankreich hinein mitzuspielen, von dem wir einzelne gute frühe Steinäxte als Beleg haben. Da alle Begleitfunde der Streitaxtkulturen in Nordfrankreich fehlen, mag man die Streitaxt aus Hirschhorn mit Steineinsatz als Übersetzung in andere Technik werten.

Diese Kultur ist uns daher wichtig, weil sie von Westen her in unseren Raum sich ausbreitet und in Sipplingen die uns nächste Station erreicht (Abb. 5). Sie ist an verschiedenen Stellen der Schweiz belegt und immer jünger als Cortaillod, während sie mit Erscheinungen des letzten Michelberg noch etwa gleichzeitig sein kann. Sie dehnt sich auch nach Südfrankreich hin aus, und — obwohl selbst angeregt durch die Ausbreitung der Kupferkulturen des Südens — behindert sie dort wohl die weitere Kupferausbreitung. Denn die SOM und die Horgener Kultur kann man geradezu als kupferfeindlich ansprechen. Sie bereiten die neue Hochkonjunktur in Feuerstein vor, der in dieser Zeit Exportartikel zu werden beginnt. Ja es gibt Anzeichen dafür, daß erst jetzt der Untertageabbau des Feuersteins richtig forciert wird.

Es scheint so, als ob die Ausbreitung der Horgener Kultur mehr als nur eine Assimilationserscheinung sei. Denn es wäre kaum zu verstehen, daß man im

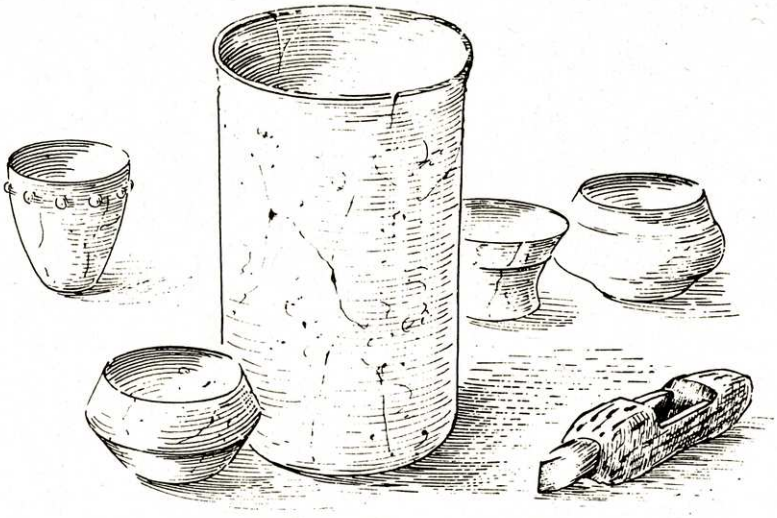
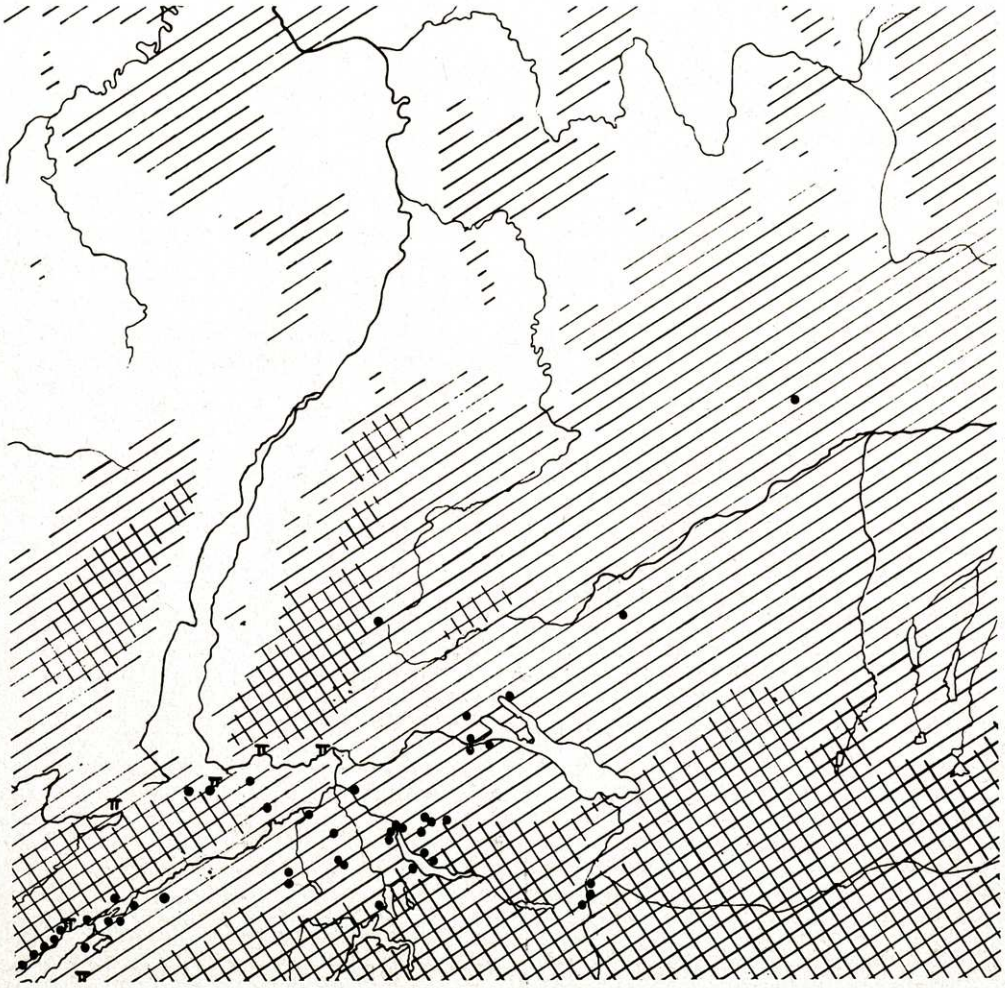


Abb. 5 Funde der Kultur Horgen-Sipplingen



Verbreitungskarte der Horgener Kultur und der Megalithgräber

Bereich von Cortaillod beispielsweise die ganze alte Keramiktradition hätte vergessen können. Am Oberrhein wird deutlich, daß dort eine jüngere Facies von Michelsberg (Munzingen) gleichzeitig mit Horgen bestand. Es bleibt zu fragen, ob nicht Einzelsiedlungen im Stil von Weier noch weiterbestanden, während gleichzeitig nun vielleicht wirklich eingewanderte Bevölkerung sich in Sipplingen und ähnlichen Stationen niederließ. Immerhin hat sich auch die neue Bevölkerung an die Gepflogenheiten der älteren gehalten und die Siedlung am Seerand bevorzugt. Aber sie hat ihre Grabform — leicht abgewandelt — mitgebracht, wie die Riesensteingräber vom Heidenstein und von Degernau, wenig westlich des Hegau, verraten. Die neugefundenen Steinkisten in der Schweiz mit Keramik z. T. ähnlich Weier lassen an eine Mischung auch der Bestattungsformen denken.

Ist der Hegau so wieder ganz ein Teil westlicher Kulturströmungen geworden, so bleibt die Gegenbewegung nicht aus. Im ausgehenden Neolithikum hat die aufkommende Kupfersuche eine Spezialisierung der Arbeit, fortgeschrittene Arbeitsteilung und neue Gesellschaftsstrukturen mit sich gebracht. Das Kupfer wird zunächst in den archaischen Hochkulturen Asiens in seiner Verwendbarkeit erkannt, es entsteht Bedarf in Gebieten, die selbst den Rohstoff nicht kennen. Er kann nur in Räumen gedeckt werden, die kulturell rückständig, primitiv-neolithisch oder gar mesolithisch sind. Erfahrung schafft Berufsgeheimnisse für Auffindung, Abbau, Verhüttung, Schmieden und Schmelzen, auch schon Mischen und Legieren der Erze, die sicher nicht allen Menschen mitgeteilt werden. Die Situation der Lagerstätten bedingt Beweglichkeit der Kupfersucher, die Wahrung der Geheimnisse erzwingt straffe Organisation. So ist es erklärlich, daß plötzlich wieder scharf umrissene Kulturen erscheinen, die uns etwa gleich gut erkennbar sind wie die lineare Bandkeramik und auf einen gleichen Grad innerer Geschlossenheit schließen lassen; die Zahl ihrer Träger ist jedoch so klein, die Ähnlichkeit über große Räume hin so groß, daß es nicht mit der Erklärung einer neuen Bauernkultur getan ist. Am ehesten trifft eben die Deutung als kulturell geschlossener, durch Geheimnisse und Tabus streng zusammengehaltener Menschengruppen zu, die wegen ihrer Bindung an das Kupfer, seine Auffindung, seinen Abbau und Vertrieb, so beweglich sind, daß sie überall für uns nahezu gleichzeitig auftreten. Ich meine mit dieser Beschreibung die Kultur der sogenannten Glockenbecher, die von Portugal bis Polen, von Nordafrika bis Norddeutschland in einer Vielzahl lokaler Gruppen, aber immer eindeutig vergleichbar auftreten. Überall finden sie sich in Nachbarschaft einheimischer Kulturen, nirgends kennt man von ihnen feste Siedlungen, nur ihre Gräber, die sich der je einheimischen Landessitte anpassen, aber immer von Individuen einer meist auch rassisch differenzierten Population belegt sind (Abb. 6).

Die Ausbreitung scheint in Portugal zu beginnen, auf dem Seeweg die Bretagne und Holland zu erreichen, um über Rhein und Main nach Böhmen zu gelangen. Dort bildet sich ein binnenländisches Sekundärzentrum, von dem aus eine strahlenförmige Ausbreitung beginnt: Ein wichtiger, in Einzelheiten belegbarer Strom geht nach Bayern und donauaufwärts (Abb. 7). Bei Tuttlingen und bei Welschingen hat er Spuren in unserer Nachbarschaft hinterlassen, von Dingelsdorf und von Zürich stammen Armschutzplatten, wie sie die mit Pfeil und Bogen bewaffneten Männer dieser Gruppe zum Schutz des Handgelenks trugen. Ihre Ausbreitung folgt immer den Strömen, und sicher diente der Hohentwiel als Landmarke, als ihr Weg von der oberen Donau sie weiterführen sollte. Über Stühlingen können wir sie bis Lörrach und zu einer Konzentration um den Kaiserstuhl bei Freiburg verfolgen. Anscheinend hatten sie keine große Resonanz im Hegau innerhalb der Umgebung rein Horgener Prägung, erst zwischen den Trägern der oberrheinischen Mischelsberger

Abb. 6 Funde der Glockenbecherkultur, Hochrheingruppe

Kultur fanden sie wohl ein besseres Betätigungsfeld. Ob sie sich schon um die Kupfer-Silber-Erze des Schauinslandgebietes bemühten, können wir nicht sagen, da wir Funde ja nur bei längerem Aufenthalt erwarten dürfen. Wir dürfen daher auch die Ausbreitung der Glockenbecherkultur nicht als eine zigeunerhafte Wanderung ansehen, mehr als Folge saisonbedingter Siedlung auf befristete Zeit, derart, daß man sein Winterquartier in der Nachbarschaft bestehender Siedlung hatte und sommers in die Berge zur Kupfersuche und Verarbeitung ging; bei Bedarf wurde der Wohnsitz verlegt. Von ungleich stärkerer Bedeutung ist ein erneuter Einstrom aus dem Norden, etwa im Stil der Rössener Kultur, der die Hinterlassenschaft der Schnurkeramik ins Land bringt. Hatten wir die ersten — indirekten — Spuren der Bewegung der Streitaxtkulturen in der Herausbildung der Horgener Kultur sehen wollen, so können wir die Ausbreitung jüngerer Wellen der gleichen Kultur direkt und ganz charakteristisch ausgeprägt in der Schweiz wiederfinden, neben oder nach der Horgener Kultur, oft an den gleichen Plätzen, auch wieder an Seerändern siedelnd. Auch hier denken wir an Zuwanderung, wenn auch wohl nur kleinerer Einheiten, die besonders bei wirtschaftlich ähnlich strukturierten Bevölkerungen durch Akkulturation Einbeziehung in die große schnurkeramische Kultureinheit erreichten. Andere Kulturen Süddeutschlands, besonders die an die bayrische Altheim-Kultur anzuschließenden, waren weniger aufnahmebereit, bei ihnen spürt man den Einfluß der Schnurkeramik, kann aber nicht von Einbeziehung in deren Gesamtkulturbereich sprechen. Im Hegau selbst bezeugt erst eine einzige schnurkeramische Scherbe von Singen, daß auch diese Welle nicht spurlos vorüber ging; noch ungeklärt ist, ob hier die Schnurkeramik wie in der Schweiz die Horgener Kultur weitgehend aufsaugte oder ob — ähnlich dem östlichen Süddeutschland — die einheimischen Kulturen, von der Schnurkeramik leicht überfärbt, in einer von Siedlung zu Siedlung wechselnden Zusammensetzung ein wenig markantes Spätneolithikum vertreten.

Vielleicht haben wir aber einen sehr gewichtigen Grund, warum wir uns nicht entscheiden können. Denn der Hegau gehört zu jenen Gebieten, in denen die Kultur der sogenannten Frühbronzezeit ganz besonders gut vertreten ist. Der Frühbronze-

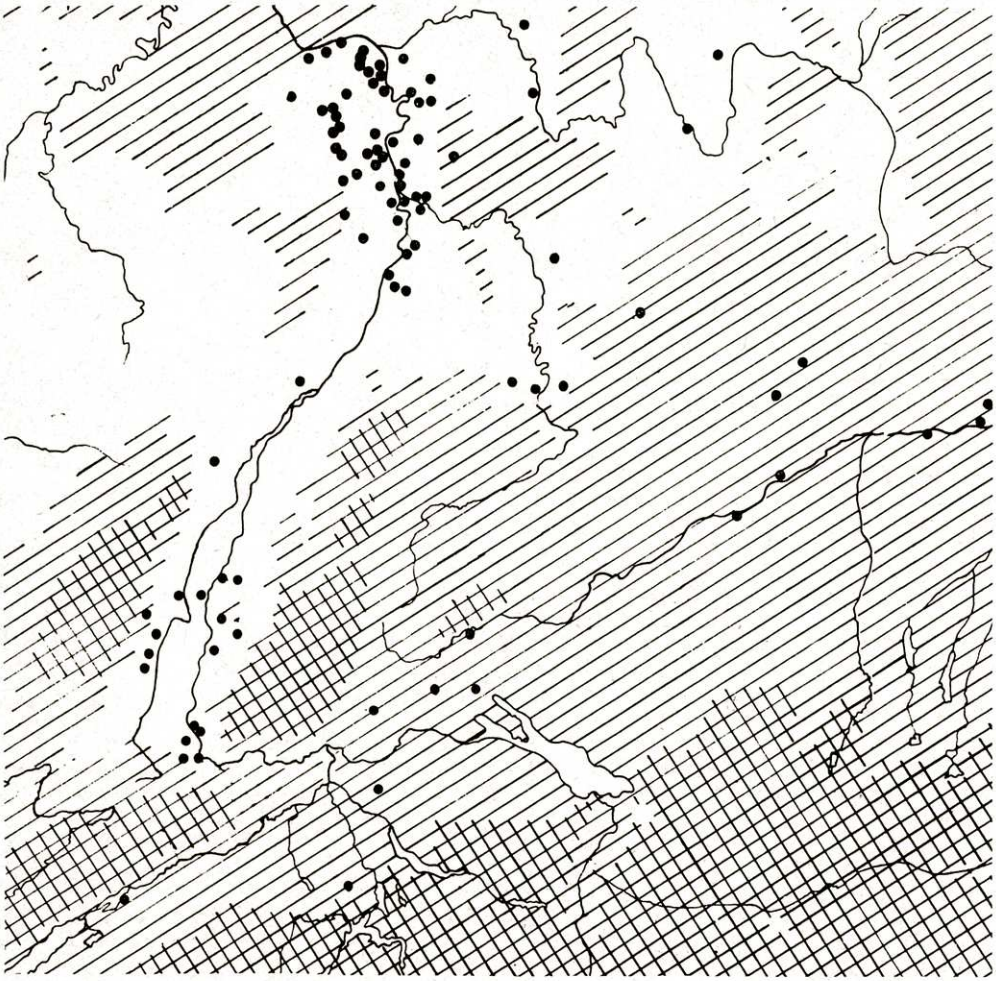


Abb. 7 Verbreitungskarte der Glockenbecherkultur in Süddeutschland

zeitfriedhof von Singen ist einer der größten und reichsten von ganz Süddeutschland und läßt die Bedeutung dieser Gruppe in unserem Raum deutlich werden. Zugleich hat aber der Beigabenreichtum der Frühbronzezeitgräber (Abb. 8) immer den Blick für die Zusammenhänge getrübt: Zwischen alle vorher genannten Kulturen und diese Gräber legte man eine scharfe Zäsur, die Epochentrennung zwischen Stein- und Bronzezeit. Dabei unterscheidet nur der Reichtum an Metall die Gräber des Singener Friedhofs von denen der Glockenbecherkultur oder der Schnurkeramik. Im Grunde bleibt die gleiche, fast allgemein neolithische Bestattungsform des Hockergrabes erhalten, nur wechselt man von der Keramik- zur Metallbeigabe.

Das soll nicht heißen, daß die Bevölkerung der Frühbronzezeitgräber die Nachfahren der Glockenbecherbevölkerung oder der Schnurkeramiker gewesen sein müsse, es soll nur sagen, daß sich im Grunde in der Lebenshaltung der Menschen nichts geändert hat, außer daß sie über mehr Metall verfügen. Ja man darf wohl behaupten, es bestehe sogar ein deutlicher Unterschied zur Glockenbecherkultur.

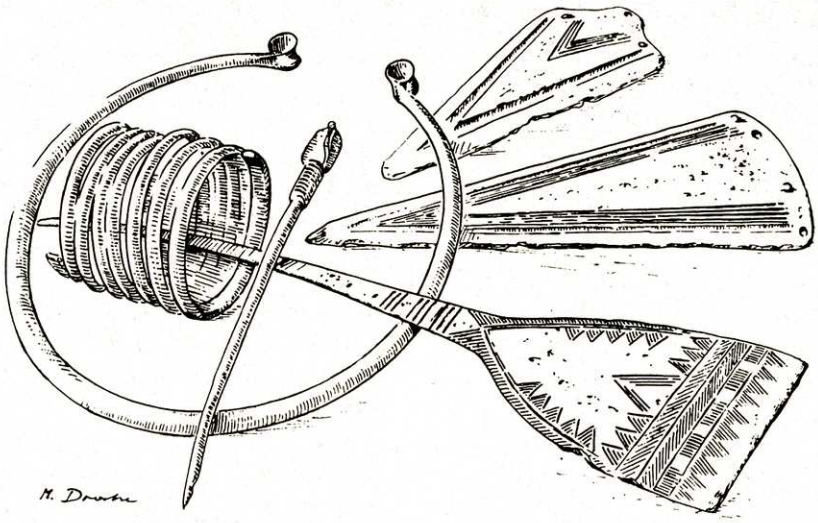


Abb. 8 Metallfunde des Frühbronzezeitgräberfeldes von Singen

Neigten wir dazu, diese als Hinterlassenschaft einer eigenständigen, nicht in vollem Sinne sesshaften Berufsgilde neben ansässigen Menschen zu interpretieren, so müssen wir die Gräber wie Singen als Friedhöfe einer einsässigen, metallreichen Kultur auffassen, die nicht unbedingt nur vom Metallhandwerk lebte. Es sollte eine Menschengruppe gewesen sein, die eine bäuerliche Mischwirtschaft betrieb, aber vielleicht durch Metallhandel reich genug war, selbst viel Kupfer zu besitzen; sie war Konkurrent der Glockenbecher und daher für ihr Verschwinden — durch Aufsaugung oder Verdrängung — verantwortlich.

Trotz ihrem Reichtum im einzelnen ist sie aber zahlenmäßig zu schwach, als daß wir in ihr eine Nachfolgekultur aller neolithischen Gruppen (Horgen, Schnurkeramik, süddeutsche endneolithische Kulturen) sehen dürften. Dafür liegen ihre Friedhöfe auch zu isoliert (Abb. 9). Ähnlich der Glockenbecherbevölkerung folgt sie den Strömen, kommt donauaufwärts, sucht so markante Lagen wie am Fuß des Hohentwiel, und ist allein an fünf markanten Stromübergängen belegt: bei Straubing und Regensburg über die Donau, bei Oberrimsingen am Kaiserstuhl und bei Worms über den Rhein, man darf auch Cannstatt am Übergang über den Neckar mitanführen. In jedem Fall handelt es sich um Gräberfelder von höchstens 20 bis 50 Gräbern, die in den Zeitraum von etwa 1700 bis 1600 einzuspannen sind. Hier kann es sich nur um kleine Siedlungen handeln, die etwa drei Generationen hindurch bestanden, zum Teil wohl viel kürzer.

Das alles läßt uns schließen, daß hier eine im Metallbesitz fortgeschrittene Bevölkerung sich relativ rasch ausgebreitet habe, vielleicht in weniger als dreißig Jahren, daß sie von Niederösterreich bis etwa ins Elsaß und nach Rheinhessen überall gleiche Metallschmucksachen besaß, diese aber nicht an Nachbarn abgab, sondern zwischen diesen als besonders auffälliger und reicher Fremdkörper saß. Wir wissen heute aus anderen Indizien, daß der jüngere Teil der Schweizer Schnurkeramik und andererseits die genannten, ihrer Erscheinung nach endneolithischen Kulturen der „süddeutschen Höhensiedlungen" gleichzeitig neben diesen insulär auftretenden reichen Frühbronzezeitleuten lebten.

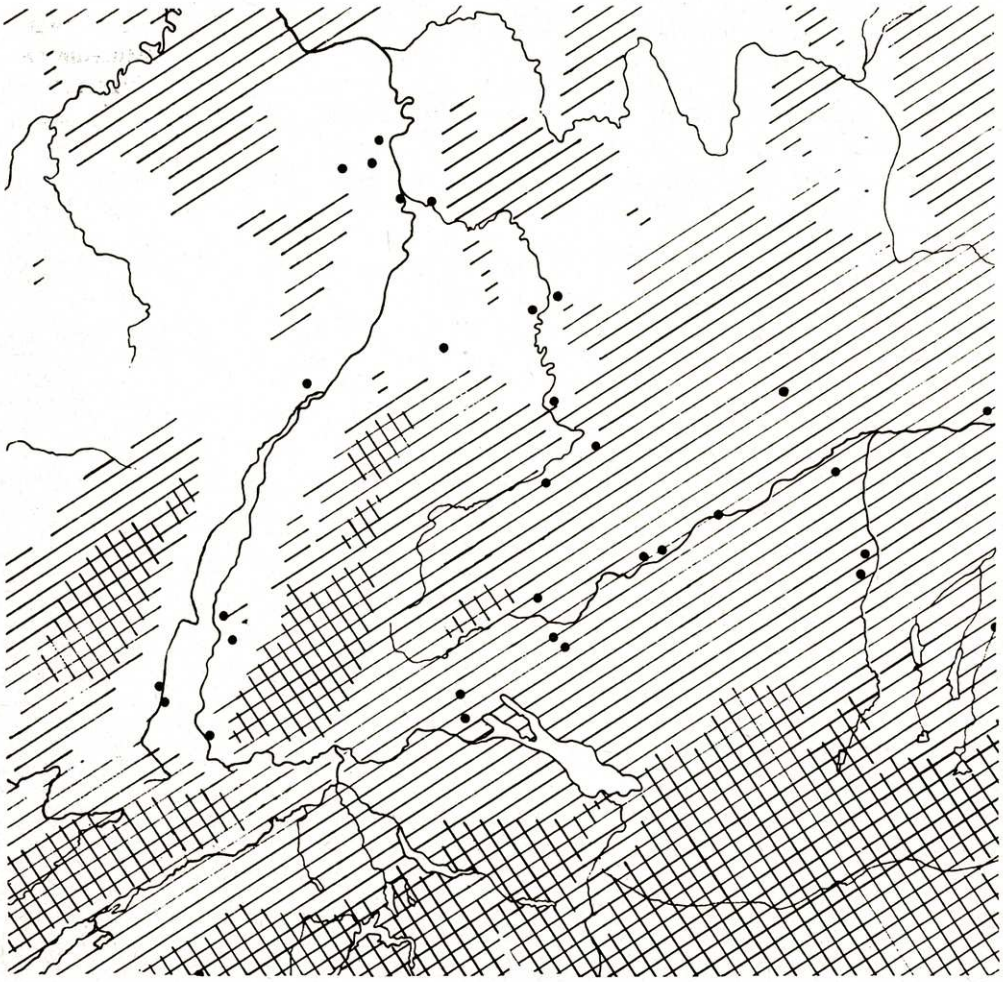


Abb. 9 Verbreitungskarte der Friedhöfe der Frühbronzezeit wie Singen

Die Epoche ist also weniger durch einige retardierende Reste neolithischer Bevölkerung neben einer übermächtigen Frühbronzekultur gekennzeichnet, als vielmehr durch den Fortbestand der Masse einheimischer neolithischer Bevölkerung, die in einer gewissen kulturellen Stagnation verharrt neben einer Minderheit reicher und kulturell auffälliger Neuerer, die aber noch nicht die Bronze besitzt, sondern nur neue Arten von Kupfer, unter denen hin und wieder einige erste Zinn-Legierungen auftauchten.

Und wieder ist es die Kupferzusammensetzung, die uns den Beweis liefert. Von der Westslowakei bis nach Worms sind die ältesten Gegentände aller Friedhöfe aus dem gleichen Material gefertigt, das seinerseits von dem Metall der Glockenbecherkultur, aber auch von dem der gleichzeitigen Schnurkeramik völlig verschieden ist. Aber es ist ein besseres Material, das durch seine natürlichen Gehalte an Antimon, Arsen und Nickel einer Vollbronze sehr nahe steht. Es mag der Besitz dieses Metalles gewesen sein, der die Überlegenheit ermöglichte, aber auch das Ausgreifen zur Erschließung entsprechender Lagerstätten erklärt.

Außer dem großen Friedhof von Singen mag noch ein ähnlicher bei Welschingen gelegen haben; von ihm gelangte eine einzige Ösenkopfnadel in das Museum Donaueschingen, der Rest fiel dem Kiesabbau zum Opfer. Und doch ist diese eine Nadel von großer Bedeutung. Sie beweist uns, daß auch hier bei Singen die Friedhöfe bis zu einem Zeitpunkt belegt waren, der auch sonst überall in Süddeutschland das Ende der Gräberfelder markiert. Während man etwa in Niederösterreich feststellen kann, daß Friedhöfe bis etwa 1550 belegt waren, endet die Belegung in Bayern bei einzelnen schon etwa in der zweiten Generation, bei den anderen, auch bei allen westlichen spätestens in der dritten Generation, markiert überall dadurch, daß ein Formenbestand, zu dem die Ösenkopfnadel gehört, im Osten noch breit vertreten ist, im Westen aber immer seltener wird. Zugleich ist auch die absolute Zahl der Gräber in den Friedhöfen des Ostens sehr viel höher als im Westen. Die Wirkung der so weit nach Westen vorgedrungenen Bevölkerung war daher zeitlich sehr eng begrenzt; der Abbruch der Gräberfelder nach 60 bis 70 Jahren bedeutet sicher auch Abbruch der dazugehörigen Siedlung. Und wir müssen fragen, ob wir die Ursachen für diese nun schon fast historisch kurze und selbst uns Heutigen verständliche Erscheinung erschließen können.

Auffällig ist, daß aus dem dritten Abschnitt der süddeutschen Frühbronzezeit so wenig Funde vorhanden sind, während im Osten die Entwicklung ungebrochen weitergeht, ja in Mitteldeutschland geradezu erst ihren Höhepunkt erreicht. Es müssen Zustände geherrscht haben, die es verhinderten, daß Gräber in den Boden kamen. Man hat gerne geschlossen, daß Unruhezeiten die Ursache gewesen seien und man hat die Tatsache, daß jetzt so viele und so große Rohmetallhorte angelegt und nicht wieder aufgenommen wurden, als Zeichen für diese Unruhe genommen. Trifft das zu, so müssen wir folgern, daß die so rasch vorgeprellten Träger der Frühbronzezeitkultur durch die Ereignisse verdrängt, zumindest für unsere Erkenntnis ausgeschaltet werden. Während der Hauptzeit des dritten Abschnittes ist Frühbronzezeitsiedlung nicht nachgewiesen, erst mit dem vierten Abschnitt setzt sie neu ein; aber nicht an den Stellen, wo die Gräber des ersten und zweiten Abschnittes zu finden waren, sondern dort, wo vorher Schnurkeramik oder jene Höhensiedlungen eines retardierenden Neolithikums lagen, in denen wir die Masse der Bevölkerung vermuteten. In der benachbarten Schweiz liegen die Siedlungen wieder an den Seerändern (Arbon, Baldegg), im Hegau fehlen sie noch ganz. Hier besteht eine Lücke, die um so krasser erscheinen muß, als der frühbronzezeitliche, so überaus reiche Fundstoff der Abschnitte 1 und 2 in den Museen einen ganz anderen Eindruck macht.

Es scheint wirklich so, als ob das Schwergewicht der kulturellen Entwicklung nun wieder an die eingesessene Bevölkerung zurückgefallen sei. Unterstützt wurde das sichtlich durch eine Verlagerung der Wirtschaftsgrundlage, denn die vierte Phase der süddeutschen Frühbronzezeit kennt fast nur noch das Kupfer, das vorher von Schnurkeramik und anderen Endneolithikern benutzt wurde, aber es ist jetzt regelmäßig mit Zinn legiert. Dadurch wird es den natürlichen Legierungen, in deren Besitz die so aktiven Frühbronzezeitler Singener Prägung waren, überlegen, und es ist durchaus denkbar, daß der Zugang zu diesen Materialien und die Westverbindung zum Zinn die Überlegenheit der bisher rückständigen Bevölkerung mit ermöglichten. Allerdings dauerte dieser Zustand nur sehr kurze Zeit. Im 16. Jh. setzen, anscheinend klimatisch verstärkt, Verlagerungen im Siedlungswesen ein, die in Süddeutschland jenen Bevölkerungsgruppen Oberwasser gaben, die wir unter dem Namen „Hügelgräberkultur" kennen. Damit beginnt ein neuer schwierig zu interpretierender Abschnitt süddeutscher Vorgeschichte, der hier nicht mehr berührt werden soll.

In ein paar Sätzen sei zusammengefaßt, was die Vorgeschichtsforschung über die Rolle des Hegaus in neolithischer und frühbronzezeitlicher Zeit beizutragen hat:

Ganz deutlich berühren die erten Wellen der Neolithisierung den Hegau nicht, er bleibt ein Hinterland, bis eine anscheinend stärker von einheimisch mesolithischer Bevölkerung getragene Kultur, die der Rössener, von Norden her das Land erschließt. Aus ihrer Begegnung mit der von Südwest gekommenen Cortaillodkultur und zusätzlichen, anscheinend wieder südlichen Komponenten entwickelt sich jenes vielfältige Gemisch lokaler Gruppen, das wir als Michelsberger Kultur kennen. Diese ganze Entwicklung ist ein langsamer Prozeß, der im 4. Jahrtausend beginnt und bis an das Ende des 3. Jahrtausends andauert. Er ist nicht mit historischen Maßstäben zu messen, die Entwicklung ist nicht in historisches Geschehen aufzulösen. Neueinwanderungen lösten Aueinandersetzungen aus, die man sich höchstens so vorstellen darf wie die nordamerikanischer Siedler und einheimischer Indianer, als eine Fülle von Einzelunternehmungen, die nur in der Zusammenschau so etwas wie das Aussehen eines planvollen Geschehens gewinnen. Dabei war dort insofern noch Plan, als man bewußt in neues Land auswanderte. Beim Neolithisierungsprozeß mag die Siedlungsverlegung um 30 km schon weit gewesen sein, der Bewegungseindruck entsteht nur durch Addition kleinster Verlegungen.

Das wird anders, als Ende des dritten Jahrtausends mit den Kupfersuchern ein rasch bewegliches Bevölkerungselement besonderer Organisation auftritt. Der Übergang vom Endneolithikum zur Vollbronzezeit, der den Zeitraum von etwa 2000 bis 1600 einnimmt, ist dementsprechend durch eine Vielfalt gegeneinander gerichteter Bewegungen charakterisiert, die einzeln nun fast so kurzfristig sind, daß sie schon historischen Charakter annehmen. Die Ausbreitung der ersten Metallwelle von Ost längs der Alpen, die Gegenbewegung der am Silex festhaltenden Horgener Kultur, beide begleitet von der Ausbreitung neuer Kulte und möglicherweise einer Art Mission, das Hinzutreten der verspätet neolithisierten Jäger vom Stil der Streitaxtbevölkerung, bei denen zumindest in der soziologischen Struktur noch die Organisation der vorneolithischen Gesellschaft symbolischen Gehalt besitzt, das alles, konzentriert auf den Zeitraum von etwa 300 Jahren, kommt der Vorstellung wirklichen Handelns und Geschehens schon sehr viel mehr entgegen. Sieht man dann noch die Wirkung der in kleinsten Bevölkerungseinheiten auftretenden Gilde der Kupferhandwerker der Glockenbecherkultur hinzutreten und in Konkurrenz zu ihr das Ausgreifen erster reicher Metallbesitzer von Osten her, dann wird sehr deutlich, welche Umwälzungen innerhalb so kurzer Zeit vor sich gingen. Daß sie den Hegau nicht gleichmäßig betrafen, ist verständlich. Aber während die langsamen Veränderungen im Neolithikum am Hegau vorbeigehen konnten, scheinen die uns kürzer dünkenden immer wieder bis in ihn hineingewirkt zu haben, ja ihn gelegentlich als Endstation erreicht zu haben, wie etwa die Horgener Kultur. Und man fragt sich wohl mit Recht, ob es nicht die verkehrsgeographisch wichtige Lage des Hegaus und seiner Landmarke, des Hohentwiel, war, die die recht beweglichen Gruppen dieser Umwälzungszeit anzog und weiterleitete. Auch hiermit bleiben wir in Bereichen genereller Struktur; für die individuelle Geschichte des Hegaus ist damit nichts gewonnen, wohl aber wird seine Stellung im Spiel der Erscheinungen deutlich.